

## RAJASTHAN

von Peter Steiner

### **Reise ins indische Burgenland.**

Bisher war Rajasthan für mich der Name einer Provinz im Nordwesten Indiens, in der es trocken ist und wo die Leute besonders bunt gekleidet sind. Mehr wußte ich nicht. Nun weiß ich ein wenig mehr und das Verständnis ist gewachsen. Rajasthan heißt Land der Könige, aber man könnte es ebensogut Burgenland nennen. Ich tue das bewußt in Anspielung auf das Burgenland in Österreich, denn in seiner Entwicklungsgeschichte hat Rajasthan viel mit dem Burgenland gemeinsam. In beiden Fällen handelt es sich um eine Grenzregion mit Wehrcharakter gegen Invasoren, die in fruchtbare Ebenen einfallen und denen der weitere Weg versperrt werden soll. Es sind sogar dieselben Invasoren aus Zentralasien und der Mongolei, die in die Ebene zwischen Indus und Ganges wie auch in die ungarische Tiefebene vordrangen. Ein Vergleich der Aravalli Berge mit der Buckligen Welt und dem Wienerwald ist also durchaus zulässig, und Djenghis Khan oder Tamerlan sind den Rajputen besser bekannt als unseren Most- und Weinbauern, deren Vorfahren an der Leitha kämpften. Es war das gleiche Turkmenistan, von wo jene Reiter aufbrachen, um Byzanz zu erobern und bis vor Wien zu gelangen, die sich auch nach Süden über den Oxus und die Pässe Afghanistans wandten, um den indischen Pfauenthron zu besetzen. Für die Rajputen sind die Mogulherrscher in Summe „Die Türken“.

Die Parallelen gehen freilich viel weiter zurück, bis in die Zeit der indo-germanischen Wanderung, die ebenfalls in Zentralasien ihren Ausgang nahm und, sich in zwei Äste teilend, nach Europa und Indien vordrang, hier wie dort die ansässige Bevölkerung in wenig fruchtbare und schlecht zugängliche Gebiete zurückdrängte. In Mount Abu, zum Beispiel, einem prähistorischen Siedlungsgebiet in der zentralen Aravallikette, wo später die Briten eine ihrer Sommerfrischen für Offiziere und Kolonialbeamte einrichteten, leben noch immer Nachkommen der kleinwüchsigen, dunkelhäutigen Uneinwohner. Weicht man dem Rummel der vorwiegend indischen Touristen aus, die wegen der heilige Tempel von Dirwana jenen kleinen Ort in den Bergen aufsuchen, und geht ein wenig abseits die Tälchen hinauf, trifft man jene dunkelhäutigen Menschen am Fuße von Höhlen, in denen ihre Vorfahren schon vor der arischen Invasion lebten. Viele von ihnen sollen sich später

mit den Rajputen gegen die Türken verbündet und dafür einen Kriegerstatus zuerkannt bekommen haben. Das taten sie das letzte Mal auch gegen die Engländer, welche nie die vollständige Oberherrschaft über Rajasthan erlangten. Auf meinem alten Meyer Hausatlas aus dem Jahre 1938 (Österreich existiert darauf nicht mehr, sondern ist Teil des Groß-Deutschen Reiches), ist Rajasthan (Rajputana genannt) gelb umrandet, als Territorium mit Eigenverwaltung. Vielleicht hat auch Hitler jenen neuen Atlas aufgeschlagen, als im Zuge des „Plan Barbarossa“ seine globale Strategie auf Indien ausgriff, dessen westliche Hälfte (Rajasthan eingeschlossen) zum Dritten Reich geschlagen, Japan Herr über die östliche Hälfte werden sollte. So hieß es, mit Berufung auf den russischen Historiker und Indologen Grigory Bondariyevski, auf Seite Eins des THE INDIAN EXPRESS, den ich im Sheraton Hotel von Agra vom Bell Boy erhielt. Für Hitler stand sogar schon der Gouverneur für die Region um den strategisch wichtigen Kyberpaß fest. Doch zurück von den Weltmachtgespinsten des Braunauers nach Rajasthan.

Stimmt es, frage ich mich, daß mit dem Besitz von kargem Boden kein oder nur wenig „Staat zu machen“ ist? Bringen nicht vielmehr gerade die kargen Gebiete der Erde die zähesten Gemeinschaften hervor? Am Indus und am Ganges erntet man dreimal im Jahr. Der Punshab allein produziert so viel Getreide, daß ganz Indien davon ernährt werden kann. Das hat zu allen Zeiten die Menschen aus kargen Gebieten angezogen. Und karg ist es nicht nur in der Thar, sondern sind auch Persien und Afghanistan, Zentralasien, die Wüste Taklamakan, die Steppen nördlich des Tienschan bis hin zum Kaspischen Meer. Diese große Wiege der Eroberer hat Welle auf Welle in den Punshab (Fünf Wasser, die fünf Hauptarme des Indus) und an den Ganges entsandt. In die Thar geflüchtete Tieflandbauern wurden ebenso hart und zäh wie die fremden Reiter aus dem Norden. Sie lebten nun als Hirten, Krieger und Händler. In ruhigen Zeiten ließ der Handel zwischen dem Süden und dem Norden die Städte am Rande der Wüste reich werden. Die Gewürze Südindiens und Indonesiens fanden ihren Weg an den Binnenhandelsstraße von China ans römische, byzantinische und venezianische Mittelmeer, Hauptachse der Seidenstraße, lange bevor portugiesische Händler Afrika umschifften. Es gab auch einen Warenstrom aus Westchina über den Karakorum zu den Häfen am Arabischen Meer, wo vor Europäern Araber den Handel mit Indien beherrschten. Jaisalmer, Bikaner, Mandava, sie alle waren Brückenköpfe auf Karawanenwegen durch die

Thar. Dann kam die jüngste, unglückselige Teilung des Landes. Auch darin gleicht Rajasthan dem Burgenland. Dort ging nach der Trennung von 1918 der Eiserne Vorhang 1945 herunter, in Rajasthan drei Jahre später. 1948 wurde das ehemals Britische Indien in Indien und Pakistan geteilt und die Handelsstädte am Nordrand der Thar von ihren Zentren im Norden, vor allem Lahore, abgeschnitten. In Mandawa, Bikaner, Jaisalmer wurde es still, die Leute wanderten ab, viele Moslems wurden vertrieben, andere gingen freiwillig nach Pakistan. Ihre Häuser standen leer und verfielen. Jaisalmer, die entlegenste der im verkleinerten Westen Indiens gelegenen Städte wurde zur Ghost-Town. Wer am Vergleich mit dem Burgenland festhalten will, denke daran, daß nach dem Zerfall der Monarchie die Hälfte der burgenländischen Bevölkerung nach Chicago auswanderte. Dann begann unter Indira Ghandi das Atomspaltungsprogramm im nahe gelegenen Pokaran. Im Zuge eines Inspektionsfluges über das Versuchsgelände im Helikopter soll Frau Ghandi die mittelalterliche Dornröschenburg und Altstadt von Jaisalmer „entdeckt“ und zum Tourismusziel erklärt haben. Seither nimmt die Zahl der Andenkenhändler und des Dienstleistungspersonals wieder zu. Jaisalmer wird zum Disneyland, in dem außer Hotels nichts gebaut werden muß, denn alles Pittoreske ist schon da.

Überrascht hat mich die Zähmheit der fast rindergroßen Nilgiri Antilopen und kleiner Gazellen. Sie äsen neben der Straße oder am Dorfrand, als wären es Haustiere. Und doch sind es Wildtiere, allerdings solche, die den Menschen nicht zu fürchten brauchen, weil dieser sie nicht jagt. Und so leben Menschen, Haustiere und Wildtiere in friedlicher Eintracht neben- und miteinander. Das habe ich sonst nirgendwo auf der Welt erlebt, ausgenommen bei den Vicuñas von Ulla Ulla in Bolivien, die sich tagsüber mit den Alpaka- und Lamaherden der Indios vermischen, erst zur Nachtruhe hinauf in die Berge ziehen, während die Haustiere sich in den Krals um die Häuser der Indios sammeln.

### Die Wüste Thar

Im Reiseprospekt, auf Landkarten, und selbst als wir bereits im Autobus durch die Landschaft fuhren, war die Rede von der Wüste. Aber ich sah keine Wüste, sondern nur ein arides Gebiet, das mit spärlicher Vegetation bewachsen war, meist Dornbüschen und Euforbien, die wie Kakteen aussehen, aber auch Gras, alles mögliche Gebüsch, ja, vereinzelt in Senken war der Boden sogar zum Anbau geeignet, wenn auch nur einmal im Jahr, und für genügsame Hirse. Aber immerhin,

überall war genug da für Schafe und Ziegen, Kamele, Antilopen und Gazellen. Die Landschaft entsprach am ehesten der Sahelzone im Süden der Sahara. Ich bezeichne den Landstrich als Halbwüste oder als Dornbuschsteppe. Möglich, daß er westlich von Jaisalmer wüstenhafter wird, aber bis dorthin sah ich nichts, das auch nur annähernd den Sand- oder Steinwüsten der Sahara ähnelte, auch nicht der Wüste entlang der Küste von Peru. The Great Indian Dessert ist ein Trockengebiet, und vielleicht liegt es an der üppigen Vegetation überall sonst auf dem Subkontinent, daß, wer immer von dort in die Thar kommt, dem Eindruck erliegt, er sei in einer Wüste. Auf mich hat es nicht so gewirkt, obwohl alles braun und verbrannt war, was nach dem Monsunregen prächtig grün und mit Blumen übersät sein muß.

Während der Trockenzeit schneiden Bauern und Hirten als Futter für ihre Tiere die grünen Äste von den Akazienbäumen. Diese stehen dann in der Landschaft mit verkorrten Enden, wie Kriegsversehrte oder die an sie erinnernden Denkmäler auf den Plätzen ehemals zerbombter Städte - ein wenig auch wie von ihren Fesseln befreite und auseinander getriebene „Bürger von Calais“ – auf den Regen harrend, und daß sie wieder austreiben können. Zwei oder drei Zweige, ich nenne sie Überlebenszweige, werden ihnen belassen, ein wenig wie Wimpel oder Fähnchen im Wind, mit denen die über das Land Verstreuten einander Zeichen der Zusammengehörigkeit geben könnten. Ich schweife ab in die Nähe alter Mythen, Daphne kommt mir in den Sinn, die auf der Flucht vor Apollo nur mit göttlicher Hilfe entkam, einen Lorbeerbaum an ihrer Stelle zurücklassend. Und schon sehe ich in den Akazien der Thar aus Dörfern und Städten an Indus und Ganges geflüchtete Frauen, verfolgt von Kriegersleuten aus dem Norden. Wie sähe es auch, denke ich, um jeden Baum einen Sari zuschlagen, die Erinnerung aufblühen zu lassen. Oh ja, die Kargheit der Landschaft „schreit“ nach kräftigen Farben, die Städte aus rotem oder gelbem Sandstein, auf und aus dem sie gewachsen sind, dürsten danach, wie die Hütten aus Lehm, der Staub auf den Wegen, die mit Stroh vermengten Fladen aus Kuhdung, mit dem in der holzarmen Gegend das Feuer auf dem Herd unterhalten wird. Die Bewohner des Landstriches, besonders die Frauen, hören die Rufe, stillen den Durst. Auf dem Weg zum Brunnen sieht man sie Blumenketten bilden, auf den Vorplätzen zu den Häusern und in deren schattigen Toren sitzen sie zu Sträußen zusammen, in den von Geschäftigkeit durchfluteten Gassen treiben sie als einzelne Blüten dahin. Die Saris der Rajputenfrauen sind die farbenprächtigsten in ganz Indien, allein schon deshalb, weil die steinige Umgebung, ob von Natur oder

Steinmetzhand geformt, sich nie als Konkurrenz, immer als Unterstützung der Leuchtkraft und der lebendigen Form erweist. Die Männer bescheiden sich mit einem Turban, üppig gebunden aus einer viele Meter langen Stoffbahn, deren einzelne Lagen übereinander liegen wie die Blätter einer Rose vor dem Erblühen. Wie anderswo die Vorlieben für eine bestimmte Blütenfarbe, ändert sich die Farbe des Turbans von Region zu Region, von safrangelb um Jaisalmer bis rot und rosa in den Aravallibergen.

Das steinige Land bringt vielerlei Blüten hervor. Im Windspiel der Urzeiten entstanden aus flach gelagerten Sandsteinbänken Tafelberge. Sie „wuchsen“, indem sie standhielten (Stand hielten), während die Kräfte der Luft und des gelegentlich einwirkenden Wassers das Gelände zu Sand zernagt und diesen in die Wüste verwehten oder dem fernen Meer zuführten. Dieses Standhalten allein ergibt schon ein geistiges Vorbild für die aus den fruchttragenden Ebenen Vertriebenen. Die natürlichen Fluchtburgen haben sie ausgebaut. Im Laufe der Jahrhunderte sind daraus jene komplexen Gebilde aus Wehrtürmen, Mauerringen, Stallungen, Innenhöfen, Palasträumen, Spiegelsälen und Wandelgärten entstanden, die nichts mehr mit der Enge der auf burgenländischen Vulkankegeln oder Felsnasen im Wienerwald sitzenden Wehrburgen gemein haben, sondern mit dem ausgreifenden Prunk barocker Klosteranlagen an der Donau oder im Tullner Feld. Die Schlösser der zu Maharadschas (Groß-Königen) aufgestiegenen Anführer der Kriegerkaste trieben die seltsamsten Blüten, wie etwa eine aus Angst vor Verschwörern über alle Prunkräume auf das Dach verlegte kleine Schlafkammer für den Mächtigsten oder die Schauräume von Sammelsurium aus allen Zeiten, inklusive des beginnenden technischen Zeitalters, mit Benzinautos und Sportflugzeugen. Die Schlösser der Maharadschas sind heute Eckpunkte jeder Rundreise. Ich lasse den Widerspruch zwischen Eck und Rund absichtlich stehen, denn diese Rundreisen erinnern mich ein wenig an eine Skischaukel in den Alpen: von Bergstation oder Maharadschapalast zu Bergstation oder Maharadschapalast, dazwischen die „durchhängende“ Tagesetappe von durchschnittlich dreihundert Kilometern.

Daß die Etappen so weit auseinander liegen, hat neben der Kalkulation der Reiseveranstalter auch etwas mit Wasser zu tun. Nur die nackten Tafelberge „wachsen“ ohne Wasser. Sobald daraus eine Fluchtburg (oder ein Hotel nach internationalem Standard) werden soll, muß es dort einen Zugang zu Wasser geben. Deshalb sind nicht nur die Berge als Sitz der (wasserspendenden) Götter heilig,

sondern auch die wenigen Seen. Als Quellen des Lebens stehen sie in geheimer, unterirdischer Verbindung mit dem Heiligen Fluß, dem Ganges. Ohne ihn gibt es keine Wiedergeburt, kein Durchlaufen ungezählter Leben hin zur Erlösung, dem Nirvana. Wessen durch das Feuer gereinigte Asche nicht gleich in den Heiligen Fluß gestreut wird, kann auf dem Umweg über einen Heiligen See zum Ziel kommen. Deshalb auch finden sich Verbrennungsstätten wie Gedenkstätten (Chattries, nicht Grabmäler, wenn sie auch so aussehen mögen) der Verstorbenen oft am Ufer eines Sees.

Im ariden Klima Rajasthans sind natürliche Seen stets vom Austrocknen bedroht. Um das ganze Jahr zu überleben, muß man das Wasser der Regenzeit auffangen. Der Stausee, das künstliche Wasserbecken, die Zisterne, sie sind für Rajputen und Bewohner der benachbarten Halbinsel Gujarat von solcher Bedeutung, daß ihre beispielhaften Anstrengungen, Wasservorräte anzulegen, auch sprachlich in die Welt hinausgingen. Das Wort Tank leitet sich vom Gujarati Wort für Zisterne ab, tãnk, das auf Sanskrit Wort tagāgah zurückgreift, welches seinerseits möglicherweise dravidischen Ursprungs ist. Damit schließt sich der Kreis durch die Sprachen der Invasoren und wir stehen wieder am Ufer des Heiligen Bergsees von Abu, am Fuße der Höhlen und unter den Nachkommen jener, die einst darin lebten.

Natürlich befehligten Maharadchas mehr Menschen zum Graben und Tragen als jene vorgeschichtlichen Führer von Familienklans, und konnten gewaltige Dämme errichten, ganze Talschaften unter Wasser setzen. Das eindruckvollste Beispiel (obwohl nicht vom Maharana sondern einem reichen Kaufmann angelegt) ist der Pichola See von Udaipur. Landschaft und Licht erinnern mich an jene Seen am Südrand der Alpen, bei Como oder Garda oder Isola, auch sie Stauseen, wenn auch nicht durch Menschenhand, sondern die schürfenden Kraft von Gletschern entstanden. Ich habe schon vom Kälte und Hitze mildernden Einfluß des Wassers gesprochen, noch nicht aber von dessen Spiel mit dem Glanz von Burgen und Tempeln, Wolken und Bergen. Alles wird verdoppelt und auf den Kopf gestellt, als ob des Glanzes nicht schon genug wäre. Die Inselpaläste gleichen kleinen marmornen Begleitbooten des hochaufragenden Prunkschiffes der Herrscher über Udaipur.